Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 43. | Posen, den 28. Oktober. | 1883.

Aus dem Leben eines russischen Kreisarztes.

Von Iwan Turgenjew.

(Schluß.)

Er trank sein Glas Thee vollends aus und fuhr in einem ruhigeren Tone fort:

„So war es. Der Zustand meiner Kranken wurde von Tag zu Tag schlimmer. Sie sind nicht Mediziner, mein Herr. Sie können sich nicht vorstellen, was in unserm Innern vorgeht, besonders in der ersten Zeit, wo wir anfangen zu fühlen, daß die Krankheit uns bewältigt. Wo bleibt dann unser Selbstbewußtsein? Wir verzagen auf einmal, so daß es kaum zu beschreiben ist. Es scheint uns, wir hätten Alles, was wir gewußt, vergessen, daß der Patient uns kein Vertrauen mehr schenkt, und daß Andere schon anfangen zu bemerken, daß wir uns geirrt haben, uns die Symptome ungern mittheilen, uns von der Seite ansehen, unter einander flüstern, — ah! das ist drückend! Es giebt doch ein Mittel gegen diese Krankheit, denkt man, — es handelt sich darum, dasselbe zu finden. Ist es vielleicht dieses? Versuchen wir, nein, es ist nicht das richtige! Man läßt der Arznei nicht Zeit, gehörig zu wirken, — man greift bald zu diesem, bald zu jenem Mittel. Man nimmt wohl auch das Rezeptbuch zur Hand . . . Aha, da steht es, denkt man! Zuweilen schlägt man es auf gut' Glück auf, — vielleicht . . . das Schicksal — man kann nicht wissen. Und unterdessen stirbt der Mensch, — ein anderer Arzt würde ihn vielleicht retten können, — ein Konzilium ist nothwendig, sagt man sich, ich übernehme nicht allein die Verantwortung. Und wie dumm sieht man bei solchen Gelegenheiten aus! Mit der Zeit härtet man allerdings ab. Der Mensch ist zwar todt, es ist aber nicht deine Schuld, du bist nach der Vorschrift verfahren. Noch Eines ist dabei, was uns besonders quält: Man sieht ein blindes Vertrauen und fühlt selber, daß man nicht helfen kann. Eben dieses Vertrauen hatte die ganze Familie Alexandra Andrejewnas zu mir; sie hatte vergessen, daran zu denken, daß die Tochter in Gefahr schwebte. Ich meinerseits versichere immer, es sei nicht gefährlich — und dabei stehe ich eine Angst aus, wie Keiner.

Zur Vervollständigung des Unglücks treten solche Wegeverhältnisse ein, daß der Kutscher tagelang wegblieb, um die Arznei aus der Stadt zu holen. Und ich verlasse nicht das Zimmer der Kranken, kann mich nicht losreißen, erzähle ihr allerhand humoristische Anekdoten, spiele mit ihr Karten. Die Nächte durch bleibe ich wach. — Die Alte dankte mir mit Thränen in den Augen, und ich denke für mich: Du bist dieses Dankes nicht werth! — Ich gestehe Ihnen offen — warum soll ich es jetzt auch verheimlichen? — ich hatte mich in meine Patientin verliebt. Und Alexandra Andrejewna hatte mich auch in ihr Herz geschlossen; zuweilen ließ sie keinen — außer mir — in die Stube treten. Sie unterhielt sich gerne mit mir, fragte mich, wo ich studirt habe, wie ich lebe, wer meine Verwandten sind, und wen ich besuche. Ich fühle, daß ihr das viele Sprechen schadet, bin aber nicht im Stande, es ihr ernstlich zu untersagen. Ich fasse mich zuweilen an den Kopf: Was machst du da, Bösewicht?

Da ergreift sie meine Hand und hält sie fest, sieht mich mit einem langen Blick an und wendet sich dann ab, seufzt und sagt:

„Was sind Sie doch für ein guter Mensch! Sie sind anders wie unsere Nachbaren! Ihre Gedanken — ja, ja — Sie sind anders, — wie schade, daß ich Sie nicht früher gekannt habe!"

Ihre Hände glühen, -- ihre Augen sind so groß und abgespannt . . .

Beruhigen Sie sich, Alexandra Andrejewna, — sage ich, — ich fühle es, glauben Sie mir . . . ich weiß nicht, womit ich es verdient habe . . . . aber vor Allem, beruhigen Sie sich, Alles wird noch gut und Sie werden gesund werden.

Ich muß Ihnen hier bemerken," fügte der Doktor hinzu, indem er sich vornüber neigte und die Augenbrauen hob, „daß die Familie wenig mit den Nachbarn verkehrte, weil die kleinen Leute ihr nicht in der Bildung gewachsen waren, und weil die Familie zu stolz war, die Reichen aufzusuchen. Wie ich Ihnen schon sagte, war es eine sehr gebildete Familie, und das war für mich, verstehen Sie, sehr schmeichelhaft.

Sie nahm nur aus meiner Hand die Arznei . . . die Aermste erhob sich mit meiner Hilfe, nahm die Medizin und sah dann auf mich mit einem Blick . . . mir wurde stets das Herz dabei zusammengeschnürt.

Ihr Zustand wurde inzwischen immer schlimmer, — sie muß sterben, muß bestimmt sterben, dachte ich bei mir. Glauben Sie mir, lieber hätte ich mich gleich selber in's Grab gelegt! Hier die Mutter, die Schwestern, welche mich beobachten, mir in die Augen sahen und fragen: Wie? Was? — Nichts, es wird schon besser werden, sage ich, — und ich weiß gerade das Gegentheil, — es ist, um den Verstand zu verlieren! —

Eines Nachts sitze ich wieder am Bette der Kranken. Das Dienstmädchen in der Stube schnarcht mit aller Gewalt. Nun, dem armen Mädchen kann man das nicht übel nehmen, — sie ist auch mit der Zeit ermattet.

Alexandra Andrejewna hatte sich schon den ganzen Tag besonders schlecht gefühlt; das Fieber quälte sie heftig. Bis Mitternacht hatte sie sich umhergewälzt; endlich schien es, als ob sie eingeschlafen wäre, wenigstens lag sie ganz still, ohne sich zu rühren. Die Lampe vor dem Bilde brennt. Ich war auch abgespannt und fing an zu schlummern. Plötzlich ist es mir, als ob ich einen Stoß in die Seite bekomme, ich drehe mich um . . . Großer Gott! Alexandra Andrejewna sieht mit weit geöffneten gespensterhaften Augen auf mich, die Lippen geöffnet, die Wangen glühend . . . Was ist Ihnen?

„Doktor, ich muß sterben?"

Gott bewahre!

„Nein, Doktor, bitte, sagen Sie mir nicht, daß ich am Leben bleiben werde, sagen Sie es nicht; wenn Sie wüßten . . . hören Sie, Doktor, um Gotteswillen, verheimlichen Sie mir nicht meinen Zustand!" — und dabei ist ihr Athem unruhig und rasch, — „wenn ich genau weiß, daß ich sterben muß . . . so sage ich Ihnen Alles, Alles!"

Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich, Alexandra Andrejewna!

„Hören Sie, ich habe gar nicht geschlafen, — ich beobachte Sie schon lange . . . um des Himmels Willen . . . ich vertraue Ihnen, Sie sind ein guter, ehrlicher Mensch, ich beschwöre Sie . . . bei Allem, was Ihnen heilig ist auf dieser Welt . . . sagen Sie mir die Wahrheit! — Wenn Sie wüßten, wie wichtig das für mich ist . . . Doktor, sagen Sie . . . um Gottes Willen . . . ist mein Zustand gefährlich?"

Was soll ich Ihnen sagen, Alexandra Andrejewna? Erbarmen Sie sich!

„Um des Himmels willen . . . ich beschwöre Sie!"

Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Alexandra Andrejewna, Sie befinden sich allerdings in Gefahr, aber Gott ist gnädig.

„Ich werde sterben, ich werde sterben . . .“ und es schien, als ob sie eine plötzliche Freude empfand . . . ihr Gesicht klärte sich auf . . . ich erschrak.

„Fürchten Sie nicht, fürchten Sie nicht, mir flößt der Tod keine Angst ein.“

Sie erhob sich plötzlich und stützte sich auf den Ellenbogen.

„Jetzt . . . ja jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin . . . daß Sie ein guter, braver Mensch sind . . . daß ich Sie liebe . . .“

Ich sehe sie wie abwesend an, — mir wird beklommen.

„Hören Sie . . . ich liebe Sie!“

Alexandra Andrejewna, wodurch habe ich das verdient?

„Nein, nein . . . Sie verstehen mich nicht . . . Du verstehst mich nicht . . .“ und plötzlich streckte sie die Hände aus, umfaßte meinen Kopf und küßte mich! . . . Glauben Sie mir, ich hätte laut aufschreien mögen, — ich warf mich auf die Kniee und steckte meinen Kopf in die Kissen. — Sie schweigt; ihre Hände beben auf meinem Kopfe, sie weint. Ich fange an, sie zu trösten, zu versichern . . . genug, ich weiß selbst nicht mehr, was ich ihr Alles gesagt habe. Offen gestanden ist es mir unerklärlich, daß ich damals den Verstand nicht verlor! Ich fühle, daß meine Kranke sich in's Verderben stürzt, — ich sehe, daß sie nicht ganz bei Bewußtsein ist; mir ist es auch klar, daß sie, sähe sie nicht den Tod vor Augen, gewiß an mich nicht denken würde; es ist aber so traurig, sehen Sie, mit fünfundzwanzig Jahren zu sterben, ohne vorher geliebt zu haben; dieser Gedanke quälte das arme Mädchen, und deshalb klammerte sie sich ihrer Verzweiflung wenigstens an mich; verstehen Sie jetzt?

Sie läßt mich nicht aus den Händen.

Schonen Sie sich, Alexandra Andrejewna, schonen sie sich!

„Warum? Was soll ich bedauern? Was habe ich zu verlieren? ich muß ja sterben!“ — Diese Worte wiederholte sie beständig. — „Wenn ich wüßte, daß ich am Leben bliebe und wieder unter andere Mädchen kommen würde, so würde ich mich schämen, ja wahrhaftig schämen . . . . . aber so? was schadet es?“

Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Sie sterben müssen?

„Nein, nein, Sie . . . genug . . . Du wirst mich nicht täuschen, Du kannst nicht lügen . . . sieh' mal selbst auf Dich!“

Sie bleiben am Leben, Alexandra Andrejewna, ich werde Sie gesund machen; wir werden Ihre Mutter um den Segen bitten . . . werden vereint leben, werden glücklich sein.

„Nein, nein . . . Du hast mir das Wort gegeben . . . ich muß sterben . . . Du hast es mir ja versprochen . . . Du hast mir gesagt . . .“

Ich war aus verschiedenen Gründen tief bewegt.

Es geschehen bisweilen Dinge, welche gar keine Bedeutung zu haben scheinen, und sie thun einem doch wehe.

Sie kam auf den Einfall, mich nach meinem Namen, das heißt meinen Rufnamen, nicht Familiennamen, zu fragen.

Das Unglück will, daß ich Triphon heiße. Ja, ja . . . Triphon Iwanowicz. Im Hause der Kranken wurde ich jedoch immer kurzweg Doktor genannt. Da die Sache nun einmal nicht zu ändern ist, sage ich: Triphon, mein Fräulein.

Sie blinzelte leise mit den Augen, schüttelte mit dem Kopfe und murmelte etwas auf französisch, — ach! etwas Schlechtes — lachte dann, das war auch nicht gut.

So verbrachte ich fast die ganze Nacht mit ihr. —

Gegen Morgen verließ ich das Zimmer. Mir war, als ob ich die Nacht im Kohlendunst zugebracht hätte; erst am Tage, nach dem Thee, kehrte ich zu ihr zurück.

Großer Gott! Sie war kaum zu erkennen; sie wird noch schöner in das Grab gelegt, als sie schon war.

Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, ich verstehe jetzt nicht, wie ich diese Prüfung habe aushalten können!

Noch drei Tage und drei Nächte stöhnte meine Kranke.

Was waren das für Nächte! Was hat sie mir da Alles gesagt!

Denken Sie sich, in der letzten Nacht sitze ich neben ihr und bitte zum Himmel nur um eins; nimm sie, sage ich, so bald als möglich zu dir und mich mit ihr! . . . Plötzlich tritt die alte Mutter in das Zimmer. Ich hatte ihr, der Mutter, schon am Tage vorher gesagt, daß nur noch wenig Hoffnung vorhanden sei, und daß es wohl gut wäre, sich nach einem Geistlichen umzusehen.

Als die Kranke ihre Mutter erblickte, sagte sie:

„Das ist gut, daß Du gekommen bist; siehe einmal auf uns . . . wir lieben uns beide . . . wir haben uns gegenseitig das Wort gegeben.“

„Was ist mit ihr, Doktor?“

Ich war vor Schreck wie erstarrt.

Sie spricht im Delirium . . . das Fieber . . .

Darauf sagte Alexandra Andrejewna:

„Genug, genug . . . Du hast eben ganz anders gesprochen und hast den Ring von mir angenommen . . . warum verstellst Du dich? . . . Meine Mutter ist gut, sie wird Alles verstehen . . . und ich werde sterben . . . warum sollte ist jetzt lügen? . . . reich' mir die Hand . . .“

Ich stand auf und lief davon.

Die Alte hatte natürlich den Zusammenhang der ganzen Sache im Augenblick errathen. — —

Ich werde Sie jedoch nicht weiter ermüden; mir selber wird es schwer um's Herz, wenn ich an Alles das zurückdenke.

Meine Kranke gab am andern Tage ihren Geist auf.

Das himmlische Reich sei ihr beschieden . . . setzte der Doktor schnell und mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Kurz vor ihrem Tode bat sie die Ihrigen hinauszugehen und sie allein mit mir zu lassen.

„Verzeihen Sie, ich habe vielleicht unrecht Ihnen gegenüber gehandelt . . . aber die Krankheit . . . glauben Sie nur, ich habe Keinen mehr geliebt als Sie . . . vergessen Sie mich also nicht . . . gedenke mein, Triphon . . . und . . . verwahre meinen Ring . . .“

Schillers Maria Stuart.

Ein gemeinverständlicher, schönwissenschaftlicher Versuch.

Von H. F.

(Fortsetzung.)

Man sollte aber glauben, jetzt sei die Hauptsache auch für Breßlau abgethan. Wenn das beschwerendste Dokument eine Fälschung ist, wenn man nähere Zeugen aus der Welt geschafft, wenn man in den Briefen keine Daten und Unterschriften findet und die eigenhändige Handschrift der Maria nur von Schurken wie Morton beschwören läßt, wenn man die Originalbriefe verschwinden läßt und der Welt mit schottischen oder gar lateinischen Uebersetzunggen zu genügen glaubt, dann muß es in der That um die Schuld der Angeklagten schlecht stehen. Aber Breßlau nimmt zunächst die Echtheit der Briefe 3, 4, 5 und 6 an und wir mit ihm, aber wir kommen sofort zur Frage, sind denn diese Briefe ohne Datum und Unterschrift wirklich an Bothwell gerichtet? Und da vernehmen wir denn von Breßlau, daß schon Hossack und Skelton die Ansicht ausgesprochen und vertheidigt haben, diese Briefe seien nicht an Bothwell, sondern an Darnley gerichtet gewesen. Das ist einfach klar und fast selbstverständlich und um so richtiger, als man damit auch der oben aufgestellte Frage, wie die Fälschung von Brief 2 möglich gewesen, näher tritt. Aus diesen echten Briefen der Maria erlernte man ihren Stil und ihre Ausdrucksweise und konnte hierfür selbst die beiliegende Sonette u. s. w. benutzen. Die echten Briefe an Darnley als an Bothwell geschrieben ausgeben und mit ihrer Hilfe den langen Glasgower anzufertigen, das war das Bubenstück, zu dem Murray seine Helfer veranlaßte, und dem leider auch Lord Burleigh nicht ferne gestanden hat. Das Gewicht dieser Bemerkung sucht nun Breßlau dadurch zu erledigen, daß er mit einer gewissen philologischen Spitzfindigkeit das Wort Mariage nicht als Ehe deutet,

sondern als Ehezeichen, wie auch heute noch in der französischen Schweiz ein Verlobungsring „union" genannt werde. Es ist nämlich in den Briefen von einer „heimlichen Ehe" die Rede und dieser muß dann eine öffentliche gefolgt sein. So war es bei Darnley, von dem schon die Zeitgenossen annehmen, daß der öffentlichen Heirath erst eine sekrete vorausgegangen sei.

Es kann uns also auch dieses letzte Hilfsmittel, das Breßlau verwendet, nicht überzeugen; es will uns scheinen, als wenn Breßlau mit einer vorgefaßten Meinung von der Schuld Maria's an die Untersuchung herangetreten und nun trotz alledem gefunden, was er gesucht. Wir unsererseits stimmen den Resultaten Bekkers zu und geben darüber nun zum Abschlusse das Resumé, das uns Herr Professor Oncken persönlich zugesandt mit den eigenen Worten desselben in seinem ganzen Umfange wieder nicht nur, weil die Darstellung selbst es verdient, sondern auch, um unsern Dank für die freundliche Zustellung zu bethätigen. Oncken schreibt:

„Die Zeit ist gekommen, da auch die Laien Einblick verlangen in die Werkstatt der geschichtlichen Forschung, und wenn sie wählen müssen, auf einfache Wahrheit mehr Gewicht legen als auf sogenannte historische Kunst. Die treuherzige Freude an spannender Erzählung, blendender Charakteristik und pathetischer Rhetorik macht mehr und mehr der Freude am Lernen Platz, welche die Mühe nicht scheut, dem Forscher auf die Wege der Kritik zu folgen. Der Zweifel an ungeprüfter Ueberlieferung, das Bedürfniß, erst Gründe zu hören, Beweise zu sehen, bevor das Urtheil gefällt wird, ist nicht mehr im Alleinbesitz der Zunft und innerhalb wie außerhalb derselben ist in erfreulichem Wachsthum die Fähigkeit begriffen, allen Vorurtheilen Schweigen zu gebieten, bis sich herausstellt, wie die Dinge eigentlich zugegangen sind. Kein Problem der gesammten neuern Geschichte hat nun unter den Vorurtheilen des Parteigeistes schwerer gelitten, als dasjenige, das durch den Namen Maria Stuart bezeichnet ist, und das seinerseits wieder eine ganze Kette von Einzelproblemen in sich faßt. Was über einen entscheidenden Theil dieser Einzelprobleme durch neuerdings angestellte Untersuchungen ermittelt worden ist (Bekker), in Kürze kennen zu lernen" wird recht Vielen willkommen sein.

„Wenn heutzutage von neuen Quellenforschungen auf dem Gebiet der Geschichte die Rede ist, so rathen neun Zehntheile aller Leser auf Entdeckung bisher verborgener Urkundenschätze, auf Erschließung irgend eines bisher unzugänglich gewesenen Archivs und es ist noch gar nicht lange her, daß selbst die Fachmänner jedes historische Buch mit Mißtrauen in die Hand nahmen, auf dessen Titel nicht stand: Nach bisher ungedruckten Quellen. Ein solcher Fall liegt hier nicht vor. Das Quellenmaterial, welches von dem Sturz der schottischen Königin und dem Anfang ihrer Gefangenschaft in England handelt, liegt seit sehr langer Zeit, zum Theil seit zwei-, ja dreihundert Jahren gedruckt vor, allerdings nicht lückenlos vollständig, allerdings zerstreut in einer Menge von Einzelwerken, die nicht leicht zu beschaffen sind; allein nicht der Mangel hat hier wie in so vielen andern Fällen die Forschung gehemmt, sondern die Art, wie es benutzt oder vielmehr wie es nicht benutzt worden ist unter dem Einfluß eines Parteigeistes, der anklagte und vertheidigte, aber nicht prüfte und nicht untersuchte.

Bekanntlich ist eine für die Beurtheilung der unglücklichen Königin sehr wichtige Frage die, ob gewisse Briefe, die sie an den Grafen Bothwell geschrieben haben soll, echt sind oder nicht. Die Ankläger erachten sie für echt, die Vertheidiger erklären sie für unecht, beide treten mit der größten Bestimmtheit auf und noch hat kein Theil den andern bisher zu überzeugen vermocht. Wo und wie ist nun die Entscheidung zu suchen? Sicherlich nicht in den Briefen selbst, die zu so entgegengesetzter Auffassung geführt haben, sondern außerhalb derselben in den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, und in den Urkunden, die von jenen unabhängig sind. Gelingt es von den thatsächlichen Hergängen und unzweifelhaft echtem Urkundenmaterial ein vollkommenes Bild zu gewinnen, ein Bild, das sich selbst erklärt und nirgends erhebliche Lücken oder Fragen übrig läßt, dann, aber nicht eher, ist auch ein Standpunkt gewonnen, von dem aus die Echtheit jener Briefe entschieden werden kann. Dieser Weg, der in Deutschland bisher noch gar nicht, im Ausland wenigstens nicht in dieser Weise eingeschlagen worden ist, hat der Verfasser der neuesten Arbeit über Maria Stuart (Bekker) beschritten und mit einer Folgestrenge festgehalten, die auch den Gegnern seiner Ergebnisse mindestens als ein Verdienst um die Methode in Behandlung dieser Frage erscheinen wird. Auf dem bisherigen Wege war man aber keinen Schritt vom Platz gekommen. Noch heute steht, wie vor dreihundert Jahren Behauptung gegen Behauptung, Leugnung gegen Leugnung und aus dieser Sackgasse giebt es keinen Ausweg, so lange sich keine überzeugende Antwort findet auf die Frage: Ist das, was jene Briefe voraussetzen, wahr oder nicht wahr, geschehen oder nicht geschehen? Im ersten Falle ist ihre Echtheit noch keineswegs erwiesen, aber sie ist wenigstens möglich, im letztern ist sie unmöglich.

Von den Ergebnissen, welche auf diesem neuen Wege gewonnen sind, seien hier die wichtigsten mitgetheilt. Genau ein Jahr, bevor Maria Stuart nach Schottland kam, hatte hier die gründlichste Umwälzung stattgefunden, von der dies unruhige Land jemals berührt worden war. Der größte Theil des schottischen Adels war dem Kalvinismus des Reformators John Knox beigetreten und hatte — darin waren die katholischen Lords nicht zurückgeblieben — der schottischen Kirche so ziemlich ihren gesammten weltlichen Besitz entrissen. Das Parlament von 1560 hatte dann die Alleinherrschaft der neuen Lehre zum Beschluß erhoben, Maria Stuart aber diese Beschlüsse niemals anerkannt. Als sie am 19. August 1561 in Edinburg eintraf, fand sie, die fanatische Katholikin, als wirklichen Landesherrn einen mit dem protestantischen Klerus eng verbundenen Adel vor, der nur eine Wahl hatte, entweder diese katholische Königin derart zu beherrschen, daß ihr abweichendes Bekenntniß unschädlich wurde, oder sich auf eine Gegenreformation gefaßt zu machen, die ihn seiner ganzen Machtstellung, insbesondere aller Kirchengüter wieder beraubte und dieses war der Punkt, in dem er unerbittlich war. Die Kirchenzucht überließ er den Predigern, um die Pflicht, Pfarrer zu bezahlen, Schulen und Universitäten zu errichten, bekümmerte er sich nicht; in der Frage der Sicherheit seines Besitzes aber kannte er schlechterdings keine Rücksicht. Der Umstand, daß für diesen an sich wilden, fried- und gesetzlosen Adel Herrschaft, Eigenthum, Existenz ein und dasselbe war, mußte jeder Kampf, zu dem er sich um dieser Güter willen genöthigt glaubte, zu einem ganz ausnahmslose leidenschaftlichen gestalten, in dem der Zweck jedes Mittel heiligte. Ein Anlaß zu solchem Kampfe lag nicht vor, so lange sich Maria Stuart von ihrem Halbbruder James Stuart, seit 1562 Graf Murray, leiten ließ, denn dieser war das Haupt des protestantischen Adels und ein Politiker, der eine unergründliche Verschlagenheit mit einer außerordentlichen Kraft des Entschlusses und der That verband. Aus diesem Grunde sind die vier ersten Jahre ihrer Regierung ohne jedes Zerwürfniß mit dem protestantischen Schottland verlaufen. Das änderte sich, als sie sich im schroffen Widerspruche mit allen Plänen Murray's und Elisabeths mit dem Katholiken Heinrich Darnley (Juli 1565) verheirathete. Da eröffnet ihr eigener Bruder, Graf Murray, die Kette der Empörungen des protestantischen Adels gegen die katholische Königin, die von nun an kein Ende mehr nehmen sollten, bis Maria Stuart entthront und in der Gefangenschaft der Königin Elisabeth war. Der Kampf, der sich nun erhob, war ein Kampf um Sein und Nichtsein zwischen Protestantismus und Katholizismus. Protestantische Lords ermordeten vor den Augen der Königin den Katholiken David Riccio, der, wie wir urkundlich wissen, im Einvernehmen mit der Königin, mit dem Papst und mit Philipp II. die Vernichtung der Ketzer und der Ketzerei betrieb; das geschah am 9. März 1566, in den Tagen, da im Parlament der Antrag auf Wiederherstellung des Katholizismus und auf Einziehung der Güter der Rebellen von 1565 beschlossen werden sollte. Darnley selbst aber, der mit in jener Verschwörung gegen den Italiener gewesen war und darauf seine Genossen verrathen hatte, fiel in der Schreckensnacht des 9. Februar 1567 einer Mordverschwörung zum Opfer, welche fast den gesammten protestantischen Adel des Landes umfaßte, an deren Spitze Graf Bothwell und sämmtliche Minister der Königin standen, eine erst jetzt nachgewiesene Thatsache, die leicht erklärlich macht, daß die Mörder nachher nicht zu entdecken waren und Bothwell von seinen eigenen Mitverschworenen freigesprochen wurde. An dieser Mordverschwörung ist Maria vollständig unbetheiligt gewesen; hätte sie sich ihres elenden Gatten, mit

dem sie sich übrigens rasch versöhnt hatte, entledigen wollen, so konnte sie ihn ins Ausland gehen lassen, wie er aus Angst vor der Rache der Mörder Riccio's selbst beabsichtigte, das aber hat sie verhindert; sie konnte sich von ihm scheiden lassen, wie ihre Minister ihr vorschlugen, auch das hat sie abgelehnt; statt dieser so einfachen und vorwurfsfreien Wege, ihn loszuwerden, ganz ohne Noth das Mittel einer Pulverexplosion zu wählen, wäre hiernach nicht blos ein unnatürlicher Frevel, sondern eine ungeheuerliche Dummheit gewesen. Von einem Liebesverhältniß zwischen ihr und Bothwell vor der Ermordung ihres Gatten findet sich aus der Zeit, in der es begonnen haben und bekannt geworden sein mußte, in der Fülle von Nachrichten, die wir über sie und ihren Hof besitzen, nicht die leiseste Spur. Der entschiedene Widerstand Marias gegen jederlei Trennung von Darnley schließt eine solche Annahme als eine unmögliche aus, nicht minder wird sie ausgeschlossen durch die Art, wie die Heirath mit Bothwell zu Stande kam. Daß die allerdings mit vielem Widerstreben gegebene Einwilligung in diese Ehe der verhängnißvollste Schritt war, den Maria Stuart nach allen ihren Unbesonnenheiten nur begehen konnte, das wird auch ihr eifrigster Vertheidiger nicht mehr leugnen wollen, aber ebenso unzweifelhaft ist heute auch das, daß im offiziellen Schottland selbst ihr zur Zeit des Ereignisses kein Mensch daraus einen Vorwurf gemacht hat, noch machen konnte. Denn die Urkunde liegt vor, in welcher zehn Grafen, sechs Bischöfe und sechs der mächtigsten Lords — lauter Glieder der Verschwörung gegen Darnley — am 19. April 1567 im Namen der öffentlichen Wohlfahrt forderten, daß die Königin so bald als möglich wieder heirathe, den protestantischen Grafen Bothwell als den geeignetsten Gatten bezeichneten und für die Vertheidigung dieser Heirath gegen jeden Feind Gut und Blut zu opfern versprachen. Mit dieser Urkunde in der Hand hat Bothwell am 20. April der Königin seinen ersten Antrag gethan und nachdem sie ihn abgewiesen, der gewaltsam Entführten durch dringenden Hinweis auf den Wunsch des Landes schließlich das Ja-Wort entrissen; von Bothwell in Dontor förmlich gefangen gehalten, unterschrieb sie am 14. Mai den Heirathsvertrag, den ihre Minister, sowie ein großer Theil der Spitzen des Adels wie des Klerus mitunterzeichneten; am 15. fand die Hochzeit statt, und schon 14 Tage nach dem Beginnen einer, wie wir urkundlich wissen, namenlos unglücklichen Ehe stand ein Theil eben der Lords, welche die Ehe im Namen des Vaterlandes gefordert hatten, gegen die Neuvermählten in Waffen auf. Ihre angebliche Absicht war, die Königin aus der unwürdigen Gefangenschaft zu befreien, in der sie von Bothwell widerrechtlich gehalten wurde und sodann die Ermordung des Königs zu rächen. Aber nach der Kapitulation von Carterry Hill (15. Juni) ließen sie den Königsmörder Bothwell, dessen Mitschuldige sie ja waren, absichtlich entschlüpfen und die Königin, die sie zu befreien vorgegeben, warfen sie unter offenem Bruch der Kapitulation in den Kerker, wo sie wie eine Verbrecherin festgehalten ward; ihr Bruder Murray ward zum Regenten ernannt, um im Namen des 13 Monate alten Prinzen Jacob die Verwaltung zu führen und noch ehe das Jahr 1567 zu Ende ging, hatten die Beschlüsse einer Kirchenversammlung und eines Parlaments die Alleinherrschaft des Kalvinismus in Staat und Kirche nach denselben Grundlagen wiederhergestellt, welche das Augustparlament von 1560 gelegt und deren Anerkennung Maria jahrelang geweigert, schließlich nur widerwillig zugestanden hatte. Der Zweck aller Empörungen war erreicht; das Zwischenspiel einer katholischen Regierung inmitten eines fast ganz protestantischen Landes war ausgelöscht, der Sieg des Protestantismus für immer entschieden.

An dieser Sachlage änderte das Entkommen Marias aus Lochleven (2. Mai 1568) nichts mehr. Allerdings fand zu ihren Gunsten eine sehr ansehnliche Erhebung von schottischen Edelleuten statt, und die Thatsache, daß unter den 9 Grafen, 8 Bischöfen und 18 Lords, die am 2. Mai zu Hamilton einen „Bond" unterzeichneten, um Murray zu stürzen und die rechtmäßige Königin wieder aufzurichten, die Mehrzahl aus Protestanten bestand, beweist, daß selbst die natürlichen Gegner der katholischen Königin an Verbrechen, durch die sie sich nicht blos des Thrones unwürdig, sondern überhaupt unmöglich gemacht hätte, nicht geglaubt haben können. Die Waffen der Anhänger Marias erlagen denen des Regenten (Langside 13. Mai) und endgiltig entschied Maria ihr Schicksal, als sie in unbegreiflicher Verblendung über ihre und ihrer Nachbarin Lage statt nach Frankreich oder Spanien, nach England entfloh, wo sie zunächst unerträgliche Gefangenschaft und schließlich ein schrecklicher Tod erwartete. Vom ersten Tage ihres Aufenthalts in England an bestand zwischen der protestantischen Regierung in Edinburg und der protestantischen Regierung in London ein durch die gemeinsame Lage begründetes Komplott, eine Wiederherstellung der katholischen Königin, die in England selbst von allen Katholiken für die rechtmäßige Königin der ganzen Insel gehalten wurde, um jeden Preis und durch jedes Mittel zu hindern.

Eines dieser Mittel war die Verbreitung von Briefen, welche die Welt glauben machen sollten, daß sie entehrende Verbrechen begangen, mit Bothwell ehebrecherische Buhlschaft unterhalten und mit ihm die Ermordung Darnley's verabredet habe. Mit den überzeugendsten innern und äußern Gründen ist jetzt nachgewiesen, daß der einzige Brief, der, wenn er echt wäre, etwas beweisen würde, namentlich der lange Glasgow-Brief, eine ganz plumpe Fälschung ist, dessen allmälige Entstehung, dessen Quelle und Verfertiger noch jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit ermittelt werden kann. Gegen die Echtheit des ganzen handschriftlichen Aktenmaterials fallen, von allem übrigen abgesehen, zwei Thatsachen entscheidend in die Wagschale, erstens der uns genau bekannte Brauch, den der Ankläger Murray davon macht und zweitens der Eindruck, den die gegen Maria durchaus parteiische Richterin Elisabeth davon empfangen hat. Murray hat seine angeblichen Schuldbeweise, die, wenn sie als echt beziehungsweise beweiskräftig hätten veröffentlicht werden können, Maria Stuart moralisch vernichtet haben würden, nicht nur niemals veröffentlicht, er hat sie nicht einmal einer ehrlichen Prüfung auszusetzen gewagt; er hat sie im tiefsten Geheimniß den englischen Bevollmächtigten auf den Konferenzen von York und Westminster mitgetheilt und das, mit Zulassung von Elisabeth und Cecil, so eingerichtet, daß die Bevollmächtigten der Maria von dem Vorgelegten nicht eine Zeile zu sehen bekamen, von der Thatsache der Vorlegung selbst nur mittelbare Kenntniß erhielten. Die Königin Elisabeth aber hat, nachdem diese Beweise, auf die sie selbst so gern eine Verurtheilung gegründet hätte, nur ihr, ihren Ministern und ihren Bevollmächtigten vorgelegen hatten, am 10. Januar 1569 amtlich durch Cecil erklären lassen, es sei gegen die Königin Maria Stuart nichts Genügendes vorgezeigt worden, woraus die Königin von England irgend eine üble Meinung von ihrer guten Schwester schöpfen müßte.

Die Druckschriften nun, welche seit 1571 gegen die gefangene Königin in lateinischer, englischer und französischer Sprache erschienen und durch die zum ersten Male Uebersetzungen dieser Briefe bekannt geworden sind, stammen, wie augenscheinlich dargethan wird, alle aus einer Quelle, der Enthüllung — dedectio — des George Buchanan und sind durch Cecil veranlaßt worden, um die Gefangenhaltung der Königin vor der Welt zu rechtfertigen, ohne daß diese selbst sich dagegen vertheidigen konnte und ohne daß man erfuhr, woher diese Pfeile eigentlich kamen."

Als Ergebniß alles dessen, was wir aus historischen Thatsachen und Ableitungen beigebracht haben, ergiebt sich für jeden Unbefangenen, daß Maria Stuart das Opfer des in Schottland und England siegenden Protestantismus geworden, daß sie ihren Gegnern, die systematisch auf ihr Verderben ausgegangen sind, durch jugendliche Unbesonnenheiten und schwächliche politische Maßnahmen nur in die Hände gearbeitet, daß sie der gemeinen Verbrechen, deren sie geziehen wurde, durchaus nicht schuldig war, daß sie namentlich mit dem Sänger Riccio kein sträfliches Verhältniß unterhalten, daß sie auch an dem Tode ihres Gatten Darnley nicht nur unschuldig, sondern an ihm vielleicht mit allzu sträflicher Verblendung gehangen; Graf Bothwell hat ihr das letzte noch auf dem Sterbebette bezeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.